

AUGUST
1 9 2 9

S I N I C A

4. JAHRG.
HEFT 4

ZEITSCHRIFT FÜR CHINAKUNDE UND CHINAFORSCHUNG

HERAUSGEBER: PROFESSOR DR. RICHARD WILHELM

Anfragen, Manuskripte und Korrekturen sind an den Herausgeber, Richard Wilhelm, China-Institut, Große Eschenheimer Str. 26, Frankfurt a. M., zu senden. Telegr.-Adr.: Chinainstitut Frankfurtmain. Tel. Taunus 3314
Alle zwei Monate erscheint ein Heft. Jahrgang 6 Hefte RM. 15.—, Einzelheft RM. 3.—.

INHALT: *Richard Wilhelm*: Sind die Chinesen ein sterbendes Kulturvolk? *A. v. Herder*: Der Verfall der chinesischen Kultur zu Anfang des 19. Jahrhunderts / *W. Y. Ting*: Der Anteil der Mandschu und der Chinesen an der chinesischen Kulturarbeit der letzten Jahrhunderte / *Richard Wilhelm*: Die Ursprünge und Hintergründe des russisch-chinesischen Eisenbahnkonflikts / *Tsiu Siën*, der Blumennarr, übersetzt von *Ling Tsiu-Sen* / Umschau: Kleine Nachrichten / Lesefrüchte / Chinesischer Humor / Bücherbesprechungen / Zu den Abbildungen

SIND DIE CHINESEN EIN STERBENDES KULTURVOLK?

VON RICHARD WILHELM

Seit „Der Untergang des Abendlands“ von Spengler neben wichtigen kulturphilosophischen Erkenntnissen auch eine Reihe oberflächlicher und dilettantischer Auffassungen über Leben und Tod von Kulturen verbreitet hat, ist es üblich geworden, die großen Kulturen der Erde nicht nur als organische Lebewesen höherer Ordnung, also analog den Gattungen und Arten in der Natur aufzufassen, sondern geradezu als Einzelindividuen, vergleichbar etwa einem Menschen mit Kindheit, Jugend, Alter, Tod, oder, falls man einen Schritt weiter geht, einer Pflanze, die diese Perioden in etwas größeren zeitlichen Abständen durchlebt. Hierin liegt ein grober Irrtum. Wenn wir zwar auch noch nicht verstehen, warum das Individuum altern und sterben muß, so ist uns doch die Tatsache als solche erfahrungsmäßig bekannt. Auf der andern Seite wissen wir aber, daß gerade der Wechsel der Generationen das Mittel ist, um der Gattung dauernd neues Leben zuzuführen. Gattungen sterben nicht wie Individuen mit gesetzmäßiger Notwendigkeit, sondern, soweit ich sehe, nur aus dreierlei Gründen: durch Ermordung von außen, durch überspezialisierte Anpassung an bestimmte Verhältnisse, die sich dann wesentlich ändern, durch eine schmale blutmäßige Basis, deren Ergänzung sich erschöpft, also wenn die Gattung von

Anfang an zu „klein“ war. Diese drei Gründe lassen sich letzten Endes auf einen zurückführen: Diskrepanz zwischen Anpassung und Umwelt infolge einseitiger Veränderung der Umwelt. Entwicklung ist von hier aus betrachtet die dauernde Anpassung des Lebens an die dauernd sich wandelnde Umwelt. So würde also ein mäßiger Umweltwandel Entwicklung einer Kultur bedeuten, ein unerträglich großer ihren Tod. Dabei ist es dann immer noch denkbar, daß eine sterbende Kultur — wenn sie nicht ermordet wurde — ihrer Nachfolgerin ihr Erbe weitergibt, wie die griechische Kultur in der römischen starb und die römische in der europäischen. Daß Spengler diesen Hergang leugnet und das Verständnis der toten Kulturen für sich allein in Anspruch nimmt, kommt davon her, daß er den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, d. h. die Menschheit nicht vor Nationen. Dies ist die naive Beschränktheit des Spenglerschen Standpunktes, die ihm eine so große Anhängerschaft unter den engen Nationalisten aller Schattierungen gebracht hat, die froh waren, durch ihn endlich von der Menschheit erlöst worden zu sein.

Daß Kulturen nicht gesetzmäßig aus sich selber sterben, beweisen die sogenannten primitiven Kulturen, äußerst komplizierte seelische Anpassungsgebilde, die Zehntausende von Jahren unversehrt sich erhalten haben, wo die Umwelt sich nicht verändert hat, und die ihrer Mehrzahl nach erst in der modernen Zeit durch die imperialistische europäische Zivilisation brutal ermordet worden sind.

Wie steht es nun mit China? China hat eine Hochkultur, d. h. ebenso wie Europa eine solche, die der primitiven Kultur gegenüber wesentlich vereinfacht und rationalisiert ist, ohne daß jedoch — wie das in Europa immer mehr der Fall war — auf die Eigentümlichkeiten des primitiven „homo divinus“ gänzlich verzichtet worden wäre. Darum ist die chinesische Kultur naturnäher geblieben als die moderne europäische. Sie stellt eine Anpassung dar an die breiteste Basis der agrarischen Naturgegebenheit in ihren verschiedenen Auswirkungen vom sibirischen Norden bis zum subtropischen Süden, von dem zentralasiatischen Wüsten- und Hochgebirgsgebiet bis zu den Ufern des pazifischen Ozeans. Neben dieser Naturanpassung findet sich als Anpassungsziel an wichtiger Stelle die menschliche Gesellschaft, die zu einer wirksamen Beherrschung dieser kontinental ausgedehnten Natur organisch zusammengefaßt werden mußte, wobei das Ziel eine solche Elastizität der Organisation war, daß persönliche bzw. sippenmäßige Freiheit mit der notwendigen Einordnung in die übergreifenden Verbände vereint wurde. Dieses wundervoll ausgewogene Anpassungssystem ist das Verdienst des Konfuzius, der dabei selbst wieder auf ältere Kulturtradition, die er kritisch sichtetete, sich gegründet hat, und seiner

Schule. Das Werk bedeutet die Herstellung eines großzügigen Kulturplans, durch den immer dann Ordnung in dem chinesischen Kontinent geschaffen werden konnte, wenn sich Menschen fanden, deren Energie für eine Durchführung des Plans sorgte. So ist die chinesische Geschichte ein Wechsel von Kulturzeiten und Zeiten der Unordnung, in denen die Kultur mehr oder weniger ruhte, wobei ihre Fundamente in Sippe und Ackerbau nie ganz zerstört wurden. Aufgabe des Führers ist es nach konfuzianischer Auffassung, jeweils die Anregung zu geben, die zu neuer Kulturblüte führt. Wo der Führer versagt, geht die Ordnung zugrunde, und die betreffende Dynastie erlebt ihren Sturz.

Diese Kultur hat sich in der Vergangenheit so stark erwiesen, daß alle Umweltveränderungen für sie zu Entwicklungsanregungen geworden sind: so der Reihe nach die Verschmelzung der Huangho- und Yangtsekultur (Hia und Miao) in der zweiten Hälfte der Dschouzeit (ca. 500—200 v. Chr.), dann die Ausdehnung des geopolitischen Raums auf seine spätere Fläche während der Hanzeit (Zeitalter der Entdeckungen, 200 vor bis 200 nach Chr.), dann das Eindringen des Buddhismus und neuer Blutmischung (200—600), die zur Hochkultur der Tang- (ca. 600—900) und Sungzeit (ca. 900—1200) geführt haben, danach schließlich die Revolution der Mongolenzeit mit der Reaktion der Mingzeit. Die Mandschuzeit brachte, da die Mandschuren über keine eigne Kulturanregung verfügten, die Aufgabe der Auseinandersetzung mit der europäischen Kultur mit sich, die mit der Ausbreitung der Jesuitenmission im 16. und 17. Jahrhundert einsetzt, zu deren Bewältigung sich aber die Mandschudynastie unfähig erwiesen hat, weshalb die Lösung dieser Aufgabe noch immer schwebt.

Man hat von Europa aus im 19. Jahrhundert mit Hochmut auf die „stagnierende“ chinesische Kultur herabzusehen begonnen, und nur darüber gingen die Ansichten auseinander, wann der Verfall angefangen habe. In der Regel wird die Sungzeit, manchmal aber auch ein früherer Zeitpunkt angenommen. Eine Erklärung bemüht man sich nicht zu suchen. Gegenüber solchen bloßen Behauptungen verlohnt es sich, das Problem der chinesischen Kultur ernstlich zu untersuchen, und wir eröffnen auf unsern Seiten die Diskussion, indem wir zunächst Frau A. von Herder, einer Urenkelin unseres großen Klassikers, die lange Jahre in China war¹, das Wort erteilen. Darauf sollen ihre Thesen von sachkundiger chinesischer Seite beleuchtet werden, und mit einem kurzen Nachwort wollen wir schließlich das Ergebnis der Diskussion zusammenfassen.

¹ Die Verfasserin hat unter dem Namen A. Grantham eine Reihe von wichtigen Werken über die chinesische Kultur verfaßt. Vgl. z. B. *Sinica* Jahrg. 1928, Heft 1, S. 37.